

Freunde der Monacensia e.V.
Jahrbuch 2013

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel
und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*
unter www.monacensia.net

BILDQUELLEN:

Postkarten und Briefe Ludwig Thomas: Privatbesitz;
alle anderen Bilder: Monacensia – Bibliothek und Literaturarchiv, München.

Oktober 2013
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2013 Freunde der Monacensia e. V., München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
ISSN 1868-4955
Printed in Europe · ISBN 978-3-86906-587-8

Thomas Grasberger

»A Haus und a Kuah und a Millisupperl in der Fruah«

Lena Christ und die »kleinen Leute« in der »guten alten Zeit«

STAATSARCHIV MÜNCHEN

Akten betreffend Nachlass Der Jerusalem Magdalena, Schriftstellerin, hier Testament:

Alle sonst noch aus Novellen, Romanen, Theaterstücken, Übersetzungen in fremde Sprachen, Verfilmungen etwa erfolgenden Honorareingänge werden zur Hälfte als Deckung meiner bestehenden Schulden hergenommen. Die andere Hälfte teilt sich wieder in meinen Mann und meine zwei Töchter. [...]

Geschrieben am 29. Juni 1920 zu München
Gez. Magdalena Jerusalem
(genannt Lena Christ)

Einen Tag, nachdem Lena Christ – geborene Pichler, geschiedene Leix und abermals verheiratete Jerusalem – ihr Testament gemacht hat, nimmt sie sich das Leben. Ihr materielles Erbe hat sie im Nachlass geregelt. Noch wichtiger ist für uns heute das literarische Erbe dieser bayerischen Schriftstellerin, die zeitlebens von schweren persönlichen und wirtschaftlichen Krisen heimgesucht wurde. Ihre autobiografisch gefärbten, gesellschaftskritischen Romane und Erzählungen berichten davon. Vor allem in den *Erinnerungen einer Überflüssigen* und im Roman *Die Rumpfhanni* gewährt Lena Christ ihren Lesern tiefe Einblicke in das ärmliche Leben der Arbeiterklasse, der Dienstboten und der Landbevölkerung um 1900.

Wohnungsprobleme, häusliche Gewalt, Kinderarbeit, Kriminalität, Prostitution – mit Lena Christs Büchern in der einen und Materialien aus verschiedenen Münchner Archiven in der anderen Hand begeben wir uns auf eine Zeitreise in die Prinzregentenzeit und die Jahre danach, bis zu Lena Christs Tod 1920. Es ist eine besondere Zeit.

Als der bayerische Prinzregent Luitpold am 12. Dezember 1912 stirbt und bald darauf der Erste Weltkrieg beginnt, da setzt schon die große Verklärung ein: Die Prinzregentenjahre werden seither gern als Bayerns Goldenes Zeitalter bezeichnet. Dabei weisen sie nur allzu viele dunkle Seiten auf, wie Leben und Werk der Lena Christ recht anschaulich zeigen.

»Ich war nämlich nur ein lediges Kind, und mein Vater war, als ich kaum zwei Jahr alt, auf der Reise nach Amerika mit dem Dampfer Cimbria untergegangen«, schreibt Lena Christ in ihren *Erinnerungen einer Überflüssigen*. Darüber, wer tatsächlich der Vater der außerehelich geborenen Magdalena war und über sein Verschwinden ist später viel spekuliert worden. Tatsache ist, was die Vormundschaftsakten im Staatsarchiv München preisgeben:

Am 7. Dezember 1881 erscheinen in Ebersberg vor dem königlichen Amtsrichter Gruber folgende Personen: die ledige großjährige Maurerstochter Magdalena Pichler von Glonn; deren Vater, der verh. Maurer Mathias Pichler von da; der ledige großjährige Bediente Karl Christ von Mönchsrode, Bezirksamt Dinkelsbühl, z. Zt. bedienstet bei Rittmeister Hornig in München.

»Erstbenannte bittet vor allem den (sub) unter 2 benannten Mathias Pichler als Vormund zu verpflichten über [das] am 30. Oktober 1881 außerehelich geborene Kind Magdalena und bezeichnet dann auf Vorhalt als natürlichen Vater solchen Kindes den miterschiedenen Karl Christ.« (Staatsarchiv München)

Ob Christ wirklich der Vater der kleinen Lena war? Gewiss ist, dass Lena später seinen Nachnamen als Künstlernamen annehmen wird. Und dass sie ihre ersten Lebensjahre beim Großvater auf dem Land verbringt.

Der Großvater [...] verstand sich auf alles, und wo man im Dorf eine Hilfe brauchte, da wurde er geholt. Er war Schreiner, Maurer, Maler, Zimmermann und Kuhdokter, und manchmal hat er auch dem Totengräber ausgeholfen. Und weil er so überall zur Hand war, hieß man ihn den Handschuster, und der Name wurde der Hausname und ich war die Handschusterleni.

Dass dort in Glonn, im oberbayerischen Kreis Ebersberg, immer schon arbeitsame Menschen lebten, berichtet Joseph Friedrich Lentner, der Mitte des 19. Jahrhunderts Bayern bereiste, um Land und Leute zu beschreiben. »Man arbeitet sehr fleißig und beginnt Sommers und Win-

ters mit frühestem Morgen besonders an der Glon, wo der stärkere Feldbau die Dreschzeit oft von Michaeli bis Sebastiani ausdehnt.«

Wie früh dieser von Lentner erwähnte »früheste Morgen« beginnt, das verrät Lena Christ in ihrem Roman *Die Rumpfhanni*: »Ja so. – Is' eppa scho halbe viere? – Dass d' scho aufstehst, Lenz?«, fragt die Hauserin ihren Mann, der vom Gockel des Nachbarn geweckt wird. Und so steht auch sie in Gotts Nam' schon früher auf, nämlich um drei Uhr früh.

Dann bindet sie das schwarze Kopftuch auf und besprengt sich mit dem Weichbrunn, worauf beide die Schlafkammer verlassen und ihr Tagwerk anheben; er mit dem Futtermähen, sie mit dem Kochen der Morgensuppe. Also nimmt der Alt die Sense von dem Aststumpf des Birnbaums hinter der Holzschupfe, wetzt sie und beginnt, auf dem Anger hinterm Haus das Gras des Obstgartens zu schneiden.

Die Arbeit auf dem Land ist hart. Die Kost ist einfach. »Mehl und Milchspeisen mit ziemlichem Schmalzverbrauch bilden die Grundlage des Küchenzettels dieser Gegend. Gewöhnlich gibt es Montags, Diens- tags und Donnerstags Knödel mit Kraut, an den andern Tagen Nudeln und Kücheln und als Zuspeise Gemüse und Obst«, berichtet Joseph Friedrich Lentner.

Und Lena Christ bestätigt 1912, also sechs Jahrzehnte später, diesen ländlichen Speiseplan. Alltagskost, das waren damals

[...] die Knödel; denn die durften keinen Tag fehlen. Auch am Sonntag kamen sie, freilich viel größer und schwärzer, als Leberknödel auf den Tisch. Das Wasser, in dem die Knödel, die neben ihrer Schmackhaftigkeit auch noch den Vorzug der Billigkeit hatten, gesotten wurden, wurde bei uns nie weggeschüttet, sondern in einer großen bemalten Schüssel aufgetragen. Dazu stellte die Großmutter ein Pfännlein mit heißem Schmalz und braunen Zwiebeln und im Sommer auch ein Schüsselchen voll Schnittlauch. Der Großvater langte dann den von der Mutter selbstgebackenen Brotlaib, der mittels unseres großen Hausschlüssels ringsum mit einem Kranz von ringförmigen Eindrücken verziert war, aus dem Wandschränklein und begann langsam und bedächtig Schnittlein um Schnittlein in die Brüh zu schneiden. Danach goss er die Schmelz darüber, würzte gut mit Salz und

Pfeffer und rührte mit seinem Löffel etliche Male um. Alsdann sagte er: »So Muatta, jatz ko'st betn.«

Fleisch kam bei uns nur zu ganz besonderen Gelegenheiten auf den Tisch, und selbst am Sonntag genügten meinen Großeltern die Leberknödel mit dem Tauch, einem Gemüse von Dotschen, Rüben oder Kohlraben. Nur der Großvater erhielt als Feiertagsmahl ein Stück gesottenes Rindsfett, das er gesalzen und gepfeffert nur mit einem Stücklein Brote aß.

Das Essen war einfach. Kein Wunder, es waren oft viele Mäuler zu stopfen. So hatte Lena Christs Stiefgroßmutter neben ihrer täglichen Arbeit noch einige Pflegekinder zu versorgen. Sie zog sogenannte Kostkinder auf,

[...] welche die Gemeinde ihr wegen ihrer Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit übergab. Es waren dies Kinder von Bauern-dirnen, von ledigen Gemeindeangehörigen, die wer weiß wo weilten und ihre Kinder der Gemeinde aufbürdeten; aber auch Kinder von Gauklern, die diese einfach den Leuten vor die Tür legten. [...] Von den zwölf Kostkindern, die die Großmutter um diese Zeit aufzog, wuchsen zusammen mit mir die Urschl, der Balthasar, genannt Hausei, der Bapistei und die Zwillinge auf. Sie schliefen alle mit mir bei den Großeltern in der gemeinsamen großen Schlafkammer, die vier Fenster hatte. [...] In die Wiege kam das Kleinste, außer es war ein anderes krank, das dann hineingebettet wurde.

MÜNCHENER AMTSBLATT, 17. Mai 1908
Aufsicht über Kostkinder

Die Erfahrungen, welche die eingehendere Beaufsichtigung des Kostkinderwesens neuerdings gezeitigt hat, bieten Veranlassung, auf eine möglichst durchgreifende Fürsorge für die Kostkinder hinzuweisen. Für die vor Erteilung der Genehmigung zu pflegenden Erhebungen erscheint es notwendig, nicht nur den Gesundheitszustand des Kindes sondern auch etwaige ansteckende Krankheiten in der Pflegefamilie (besonders Tuberkulose) und die hygienische Beschaffenheit der Wohnung, soweit veranlasst,

festzustellen; außerdem aber auch die Zahl der in Pflege befindlichen »verwandten« Kinder und der sogenannten »Tageskinder« in Betracht zu ziehen. [...]

Bezüglich des nötigen Luftinhaltes der Wohn- und Schlafräume wird auf die Bestimmung des §5 der oberpolizeilichen Vorschriften vom 19. Januar 1904, die Wohnungsaufsicht betreffend, hingewiesen. [...]

Danach ist als überfüllt ein Wohn- oder Schlafräum jedenfalls dann zu erachten, wenn auf eine erwachsene (also über 14 Jahre alte Person) nicht mindestens 10 cbm Luftraum und 3 qm Bodenfläche und auf eine nicht erwachsene Person nicht mindestens die Hälfte dieser Ausmaße trifft.

München, 10. Mai 1908
Königliches Bezirksamt München

Drei Quadratmeter für Jugendliche, eineinhalb für Kinder – so schreibt es damals das Gesetz vor. Die Wirklichkeit muss also noch viel schlimmer ausgesehen haben, sonst hätte es ja keiner Regelung bedurft. Auch mit der Bildung für Kinder ist es damals nicht allzu weit her, obwohl in Bayern seit 1802 eine sechsjährige gesetzliche Unterrichtspflicht besteht. Joseph Friedrich Lentner schreibt über die Menschen »an den Ufern der Glon« um 1850: »Das Volk ist körperlich so wenig schön, als es geistig schlecht begabt ist, sein ganzes Wesen ist roh und stumpf und der Schul-Unterricht hat bei seiner gewöhnlichen Mangelhaftigkeit kaum einen Einfluß.«

Offenbar hat sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts das Ansehen von Schulen in der Landbevölkerung noch nicht wesentlich gebessert, wie Lena Christs Erinnerungen vermuten lassen:

Mit dem Beginn des Frühjahrs musste ich zur Schule gehen, wovon die Großmutter nicht viel hielt, da sie nie in der Volksschule gewesen und Schreiben und Lesen nur nebenbei in der Frauenarbeitsschule gelernt hatte. Kam ich heim, so hatte sie immer etwas für mich gemacht; sei es einen Gugelhopf, Rohrnudeln oder einen fetten Schmarrn mit einem Zwetschgentauch und meinte: »Arms Lenei; so vui Hunga hast kriagt. Wenn nur dö verflixte Schul glei der Teifi holn tat. Was brauchts insa Dirndei a Schul; mir ham aa koane brauchts und san aa groß wordn und taugn unta d'Leut.«

Besonders prekär ist die Situation damals für die alten Menschen. Der Austrag wurde für manche schier unterträglich. In den *Erinnerungen einer Überflüssigen* heißt es:

Kaum ein halbes Jahr nach dem Tode meines Großvaters kam eines Tages meine Großmutter und beklagte sich bitter über die rohe Behandlung, die ihr bei der Nanni und deren Mann widerfahre.

Laut weinend wünschte sie sich den Tod und wollte nicht mehr zurück, sondern zu dem neuen Besitzer ihres Hauses, um bei ihm im Austrag zu bleiben. [...] Als sie dann nach langem Leiden durch einen Schlaganfall gelähmt worden und ganz auf die Handreichungen ihrer Stieftochter angewiesen war, kamen harte Tage für sie. Hilflos lag sie in ihrem Bett, so erzählt man, und niemand kümmerte sich um sie; man ließ sie hungernd und starrend vor Schmutz im eigenen Kot liegen. Und als um diese Zeit ihr Schwiegersohn sein Haus verkaufte und ein neues Anwesen übernahm, wurde die kranke Frau, obwohl es Winter war, mit ihrem Bett zu oberst auf den mit Möbeln beladenen Leiterwagen gebunden und so den weiten Weg auf der holprigen Landstraße nach dem neuen Wohnort gefahren. Bald nach dieser Reise starb sie, und als sie tot war, wollte niemand das Begräbnis zahlen.

Nicht nur Alte und Kinder hatten es schwer – auch für die Ehhalten, also die Dienstboten auf dem Land, war das Leben alles andere als einfach. Der Dienstbotenlohn war karg, weil der Ehhalt in den Augen der Bauern sowieso Kost und Unterkunft bekam. Er war aber schon vor hundert Jahren umso höher, je näher der Dienstplatz bei München lag,« heißt es in einer Ausstellung des Kulturhistorischen Vereins Feldmoching über *Das Leben auf dem Land einst und heute*.

«In Attenkirchen, Landkreis Freising, lag der Lohn um 1906 für den Knecht bei 250 bis 300 Mark, für den Mitterknecht 200–220 Mark, die Dirn erhielt 200 Mark und die Mitterdirn 150 Mark. Dazu die Manner 2 Paar Stiefel, 2 Hemden, 1 Schurz und 10–20 Mark Erntegeld. Die Menscher (also die Frauen) bekamen je 1–2 Paar Schuhe, Hemden und Schürzen.»

Nur allzuoft sind Dienstboten in der Wahrnehmung der Bauern nur »Dahergelaufene« und deshalb »Garneamds« – also »Garniemand«. Das wird in Lena Christs Erzählungen immer wieder recht deutlich. Johanna Rumpl, lediges Kind eines Pfannenflickers und Protagonistin

des Romans *Die Rumpelhanni*, hat ihr Dienstbotendasein gründlich satt. Ihr Traum vom Lebensglück ist bescheiden:

I brauch a Haus und a Kuah und a guats Millisupperl in der Fruah.

Diesen Traum vom sozialen Aufstieg kann die Rumpelhanni nur mit Hilfe einer guten Heirat wahr werden lassen. Dafür ist ihr fast jedes Mittel recht. Allerdings sollte es möglichst kein »oaschichtiger Metzgerbursch« sein, kein »Deanstbot!«.

A Deanstbot bin i ja selber! Also brauch i oan, der mi draus erlöst! Der mi zu ana Frau macht!

Bis es soweit ist, muss sich die Rumpelhanni als Dienstbotin noch manch zorniges »Schreien und Schelten« der Bäuerin anhören:

Schaug sie net o! Sie flaggat no im Bett, wenn ander Leut scho lang bei der Arbat san! [...] Du hast aufz'steh, bal mir aufstehngan, dass d' es woafst, du fäu's Trumm, du fäu's (faules)! [...] Balst moanst, dass ma di faulenzen laßt und herfuadert, bis d' foast bist, da brennst di!

Johanna Rumpel freilich ist auch nicht auf den Mund gefallen. Sie wehrt sich und beklagt, dass man als Dienstbote »wia a Stuck Viech hergnomma werd!«. Vor allem als weiblicher Dienstbote. So betrachtet etwa der mißtrauische und argwöhnische Jung-Bauer Staudenschneider die Rumpelhanni, nachdem sie ihn als Hochzeiter verschmäht hat, fortan nurmehr als Dirn – soll heißen: Dienstmensch. Und für so ein Dienstmensch gelten damals eigene Regeln.

Beim Einstellen von Dienstboten geht's wie beim Viehkauf: Wenn man nicht angeschmiert sein will, schaut man gut und überlegt gut. Und wenn schon zuvor was fehlt, dann sagt man lieber gleich ein Nein; denn beim Vieh gilt nur der gesetzliche Fehler, während die andern den Handel nicht aufheben und doch den Stall vershandeln und den Geldbeutel unnütz leer machen. Will einer sagen, dass es beim Dienstvolk anders ist?

Aber nicht nur auf dem Land werden Dienstboten manchmal wie Vieh behandelt. Auch in der Stadt erweisen sich die »Gnädige Frau« oder der »Gnädige Herr« gelegentlich als recht ungnädig. Um nicht zu sagen: gnadenlos. Das Arbeiter-Sekretariat München weiß zum Thema »Mißhandlung von Dienstboten“ im Jahr 1898 jedenfalls Schlimmes zu berichten:

»Sehr zahlreich waren auch die Fälle, in welchen sich Dienstboten über Mißhandlungen und grobe Beleidigungen ihrer Herrschaften beschwerten. Von den Gerichten wird das geradezu brutale Vorgehen der Herrschaften gegen Dienstboten meist sehr milde beurtheilt.

Die Zahntechnikersehefrau Kreszenz F. hatte von ihrer Köchin 30 Mk. gepumpt und ihr dann kurze Zeit darauf den Laufpaß gegeben. Als das Mädchen ihr sauer Erspartes zurückforderte, bekam es statt Geld – Prügel. Das Schöffengericht verurtheilte die Dienstfrau unter Annahme mildernder Umstände zu sechs Mark Geldstrafe.«

BÜRGERLICHES GESETZBUCH (Fassung vom 18. August 1896)

§ 1617

»Das Kind ist, solange es dem elterlichen Hausstand angehört und von den Eltern erzogen oder unterhalten wird, verpflichtet, in einer seinen Kräften und seiner Lebensstellung entsprechenden Weise den Eltern in ihrem Hauswesen und Geschäfte Dienste zu leisten.«

1888 heiratet Lena Christs Mutter den Metzgergesellen Josef Isaak. Die beiden eröffnen eine Gastwirtschaft in der Münchner Adalbertstraße. Und holen die siebenjährige Lena vom Land in die Stadt. Die schöne Zeit bei Großvater und Großmutter ist damit vorbei.

Auch lernte ich jetzt arbeiten. In der Wirtschaft musste ich kleine Dienste tun: Brot und Semmeln für die Gäste in kleine Körbchen zählen, den Schanktisch in Ordnung halten, Sachen einholen und manchmal auch den Kegelbuben ersetzen. [...]

Kinderarbeit ist kein Einzelschicksal Ende des 19. Jahrhunderts. Das Archiv der Münchner Arbeiterbewegung e.V. vermerkt in seiner Ausstellung zum Thema *Kinderarbeit – damals und heute*:

»Es ist noch gar nicht so lange her, dass Kinder auch bei uns harte Lohnarbeit verrichtet haben. So waren bis 1880 in der bayerischen Spinnerei Kolbermoor von insgesamt 2377 Arbeiterinnen und Arbeitern 166 Kinder unter 13 Jahren. Das jüngste Kind zählte gerade einmal neun Jahre. Geschickte kleine Kinderhände konnte man auch in anderen Zweigen der Textilindustrie gut gebrauchen, etwa beim Nähen von Handschuhen und kunstgewerblichen Accessoires. Neben Ziegel schleppen und Körbe flechten arbeiteten Kinder oft in Gast-

stätten als Kegelbuben und Wassermädchen – als Lohn gab es meist nur etwas Trinkgeld und ein warmes Essen. Um 1900 waren etwa 10 Prozent aller Volksschüler im Deutschen Reich in der Landwirtschaft tätig, mehr als 200.000 Kinder wurden gewerblich beschäftigt. Die Dunkelziffer gerade bei der ›unsichtbaren‹ Haus- und Heimarbeit war hoch.«

Als Lena Christs Mutter wieder schwanger wird, kauft der Stiefvater 1890 ein Haus mit einer Altmetzgerei in der Münchner Corneliusstraße.

Ich war damals neun Jahre alt. In aller Frühe musste ich zuerst das Fleisch austragen, dann Feuer machen, Stiefel putzen, Stiegen wischen und der Mutter die Sachen einholen, die sie zum Kochen brauchte. Sie blieb jetzt immer am Morgen liegen, und so ging ich gewöhnlich nüchtern in die Schule.

Als der Halbbruder Josef, den sie in den Erinnerungen Hansl nennt, im Februar 1891 geboren wird, beginnt für Lena eine noch härtere Zeit:

Nun hieß es um fünf Uhr aufstehen und zu den übrigen Arbeiten noch das Bad, Wäsche und Windeln für den kleinen Hansl herrichten. Kam ich mittags aus der Schule, wurde ich meistens mit Schlägen empfangen; denn ich hatte nachsitzen müssen, weil ich in der Früh zu spät gekommen war. Vor dem Essen musste ich noch den Laden und das Schlachthaus putzen und das Nötige einkaufen. Bei Tisch hatte ich dann laut das Tischgebet zu beten. Als ich einmal beim Vaterunser statt auf das Kreuzifix zum Fenster hinaussah, schlug mich die Mutter ins Gesicht, dass mir das Blut zu Mund und Nase herauslief, auch bekam ich nichts zu essen und musste während der Mahlzeit am Boden knien.

DATEN AUS DER GESCHICHTE DES DEUTSCHEN KINDERSCHUTZES

- 1854 werden in Bayern Verordnungen zum Schutz schulpflichtiger Kinder erlassen: die Arbeitszeit für unter Zehnjährige darf täglich maximal 9 Stunden betragen.
- 1878 wird die Kontrolle der Kinderarbeit durch die Gewerbeaufsichtssämter eingeführt.

1900 tritt eine Gewerbeordnung in Kraft, die besagt, dass schulpflichtige Kinder bis auf wenige Ausnahmen nicht gewerblich beschäftigt werden dürfen.

Lena Christ kommt als junges Mädchen nicht mehr in den Genuss solcher Schutzmaßnahmen. Die Wirtsleni, wie sie genannt wird, kann sich gegen die brutale Mutter nicht wehren. Obwohl diese sich stets sehr religiös gibt, hat sie offenbar keine Probleme damit, das heranwachsende Mädchen schwer zu misshandeln und auszubeuten, wo es nur geht.

Bald war ich in der Küche das Spülmädchen oder die Köchin, bald in der Gaststube die Kellnerin; denn da die Mutter oft recht grob mit dem Dienstvolk war, lief bald die eine oder andere wieder weg. Am meisten zuwider war mir der Aufenthalt in der Gaststube; denn war ich bei den Gästen ernst und schweigsam, so schalt die Mutter, dass ich ihr die Leute vertreibe; war ich aber freundlich und heiter, so nützten das viele rohe und wüste Kerle aus und belästigten mich nicht nur mit allerhand Zoten und zweideutigen Fragen, sondern quälten mich manchmal in der unsaubersten Weise, indem sie mich an den Beinen faßten, Küsse verlangten oder sonstige aufdringliche Zärtlichkeiten versuchten. Kam ich dann also gehetzt zur Mutter und klagte ihr solche Dinge, so wurde sie sehr erbost und schalt mich heftig, dass ich mich nicht zu benehmen wisse: »Was muaßt di denn hi'stelln dafür? Scham di; bist fufzehn Jahr alt und no so dumm! Da sagt ma halt, i hab jatz koa Zeit und geht freundli weg!« Oft dachte ich über diese Worte nach und versuchte mich danach zu richten; doch waren alle meine Bemühungen, die Zudringlichkeiten solcher Burschen mit Liebenswürdigkeit abzuwehren, erfolglos, und ich fürchtete ständig, meine Unschuld zu verlieren.

STADTARCHIV MÜNCHEN
Akt Nr. 181 Polizeidirektion

Übersicht über die Zahl verlaufener Kinder im Jahr 1900:
Zahl der Anmeldungen 1330
Zahl der Ermittlungen 1329

Lena Christ ist in jenen Jahren wohl auch in die Polizeistatistik eingegangen. Als die Mutter wieder einmal besonders grausam zu ihr ist, läuft das Mädchen von zuhause weg. In den *Erinnerungen einer Überflüssigen* schildert sie, wie sie eines Tages bei der Polizei vorstellig wird:

»Entschuldigen S', is bei Ihnen ein junges Mädchen angemeldet, dös wo verlorenganga is, oder vielmehr, dös wo davog'laafa is? Wissen S', i bin davo von daboam, weil mi mei Muatter sunst derworfa hätt, weil i d'Waschschüssel derschlag'n hab und Diphtherie hab.«

Lächelnd führte mich der Beamte in das Zimmer des Polizeiarztes und als ich dem meine ganze Geschichte erzählt hatte, untersuchte er mich und sagte darauf. »Herr Rat, ich bitte Sie, lassen Sie die Ärmste nach dem Krankenhaus schaffen. Benachrichtigen Sie jedoch die Angehörigen nicht davon. Recherchieren Sie vielmehr, ob solche Sachen bei dieser Frau öfter vorkommen; denn so etwas gehört exemplarisch bestraft.«

Hierauf musste ich mich ausziehen und ihnen die Beulen und Striemen an meinem Körper zeigen. Als der Arzt einen großen, grünlichen Fleck an meiner linken Brust bemerkte, rief er: »Unverantwortlich! Ein weibliches Wesen so zu misshandeln! Die Megäre denkt gar nicht, welche Folgen das haben kann!«

Danach wurde ich in das Krankenhaus an der Nußbaumstraße geschafft, wo ich alsbald in ein heftiges Fieber verfiel und an einer schweren Lungenentzündung erkrankte. Als es mir besser ging, wollten alle meine Geschichte hören; denn durch den Polizeiarzt war an unsern Arzt, Doktor Kerschenteiner, schon ein aufklärendes Schreiben gelangt, und der freundliche Herr hatte in seiner Entrüstung ganz laut im Saal geschrien: »Die Bestie! Das Schandweib! Und so was nennt sich Mutter!«

STADTARCHIV MÜNCHEN

Aus der Statistik der Polizeidirektion im Jahr 1899:
Unterbringung und Heimschaffung hilfloser Personen: 44

Hilflose Personen sollte Lena Christ bald viele zu sehen bekommen. Im Dezember 1898 tritt sie als Novizin und Lehrkandidatin in das Kloster Ursberg in der Diözese Augsburg ein.

15 Monate bleibt sie dort, wo damals 500 Professschwwestern und 200 Novizinnen ein Blindenheim, ein Taubstummeninstitut, eine Heimstätte für alte, schwächliche Personen und eine »Pflegeanstalt für Kretinen, Epileptische, Irre, Tobsüchtige und durch Ausschweifung Zerrüttete, sogenannte Besessene« betreiben. In ihren *Erinnerungen einer Überflüssigen* gibt Lena Christ Einblick in den Alltag dieser »Versorgungsanstalt« und ihrer Insassen:

[...] es waren unter ihnen viel bösertige und heimtückische Geschöpfe, zu deren Bändigung es oft strenger Mittel bedurfte, wie Zwangsjacken, Hungerkuren, finsterner oder vermauerter Zellen und dergleichen. Freilich geschah es mitunter auch, dass der eine oder die andere in einer solchen Zelle vergessen wurde. Da die Kerker sich alle unter dem Dach befanden, konnte man oft zwei, drei Tage lang ein entsetzliches Heulen und Wimmern hören; doch wussten nur wenige, woher es kam, und diese hüteten sich wohl, es uns Neulingen zu sagen. Dafür ging im Kloster seit langem das Gerücht, auf dem Dachboden seien Gespenster; man erzählte von sündhaften Mönchen, die für ihre geheimen Missetaten also gestraft worden seien, dass sie in Ewigkeit keine Ruhe fänden, sondern ihre Geister im Kloster umgehen müssten zum warnenden Beispiel für alle, die darin lebten. [...]

So geschah es auch einmal, als ich mit einer andern Kandidatin auf den Speicher gegangen war, um dort unsere Garderobeschränke in Ordnung zu bringen, dass wir plötzlich ganz in unserer Nähe ein dumpfes Schlagen hörten, während vom Bretterboden dichter Staub aufwirbelte. Unter lautem Schreien liefen wir zitternd zur Schwester Cäcilia und berichteten ihr den Vorfall. Nachdenklich ging sie mit uns nochmals hinauf und wir suchten den ganzen Speicher ab. Da fanden wir, dass eine tobsüchtige Frau, von uns die Putzmarie genannt, weil sie den ganzen Tag mit einem Schaff Wasser und einer Putzbürste herumliefe und scheuerte, seit vier Tagen hier eingeschlossen war und beständig auf den losen Bretterboden sprang, um gehört zu werden; denn sie war schon dem Verschmachten nahe. Schwester

Cäcilia veranlasste sofort ihre Befreiung, und die Alte war ihr so dankbar dafür, dass sie alle Tage den Musiksaal putzen wollte.

STATISTISCHES JAHRBUCH

Gesamtzahl der Gast- und Schankwirtschaften in München:

im Jahr 1890: 1.164

im Jahr 1900: 1.862

Auf 1000 Einwohner treffen

im Jahr 1890: 3,5 Wirtschaften

im Jahr 1900: 3,8 Wirtschaften

Eine dieser Wirtschaften gehört Lena Christ's Eltern. Im Kloster etwas leutscheu geworden, gewöhnt sich Lena bald wieder an die Arbeit und wird »das lustigste Mädel, das jeden anständigen Scherz mitmachte und ganze Tische voll Gäste unterhielt«.

Mittlerweile war es fast acht Uhr geworden, und ich richtete nun die Schenke, zählte die Bierzeichen für die Kellnerin und zapfte an. Währenddessen kam die Mutter aus der Wohnung und der Vater aus dem Schlachthaus und bald füllte sich das Lokal mit Gästen. Es waren fast lauter Arbeiter: Maurer, Steinmetzen, Schlosser, Schreiner, Drechsler und zuweilen auch Pflasterer oder Kanalarbeiter. In der Küche aber standen die, welche für die in der Nähe liegenden Fabriken die Brotzeit holten; denn zu unserer Kundschaft gehörte auch eine Bleistift-, eine Möbel-, eine Sarg-, eine Bettfedern- und eine Schuhfabrik. Nun hieß es flink die Lungen- und Voressenhaferln füllen, Kreuzerwürstl abzählen, Weißwürste brühen und Hausbrot schneiden; zuweilen auch die Schenkkellnerin machen, indes der Vater im Schlachthaus noch Milzwürste oder, wie man sie bei uns nannte, umgekehrte Bauernschwänze, sowie Leber- und Blutwürste, Leberkäs und Schwartenmagen machte.

PHYSIKATSBERICHT DER STADT MÜNCHEN VOM 6.10.1862:

»Der Münchner ist kein Vieleser und Trinker, weil er ein genußsüchtiger verdummtter Altbaier ist, wie man von seinen Feinden oft ihm nachsagen hört, auch der eingewanderte, ans Hungern

gewöhnte Berliner führt gewöhnlich in Bälde hier eine andere derbere Küche als ehemals, weil es das Klima mit sich bringt, daher der bedeutende Genuß aller Fleischarten, die beträchtliche Consumption des Bieres u[nd] s[o] f[ort].«

Dann kam die Kellnerin und fragte: »Was gibt's heut z'essn für d'Leut?« worauf die Mutter mit ihrer metallenen Stimme erwiderte: »An Nierenbra'n, Brustbra'n, Schlegl in da Rahmsoß, an Schweinsbra'n und a unterwachsens Ochsenfleisch mit Koirabi [Kohlrabi], an Kartoffisalat, an grean und rote Ruabn« [...]
Als die Kellnerin sich schon zum Gehen anschickte, rief die Mutter noch rasch: »A Biflamott [boeuf à la mode] mit Knödl ham mar aa!«

STATISTISCHES HANDBUCH MÜNCHEN

Fleischverbrauch im Jahr 1900:
auf den Kopf der Bevölkerung treffen

Ochsenfleisch	19,4 kg
Rind	14,9 kg
Kalb	19,3 kg
Schweine	21,8 kg
andere	2,5 kg
zusammen	77,9 kg

Im Münchner Biergarten, schreibt Lena Christ, herrscht Demokratie.

Da sitzt der Reiche bei dem Armen, der Hohe neben dem Niederen; und alle Standesunterschiede verschwinden bei der beschaulichen Ruhe, die über allem liegt und jeden überkommt, der da zufrieden seinen Rettich oder Käs verzehrt und dazu sein Häflein trinkt.

Aber bei aller Liebe zur Biergartenseligkeit: Standesunterschiede gab es sehr wohl in der Prinzregentenzeit. So reisten die feinen Leute mit der Kutsche in die Wirtschaft zur Floriansmühle, wo Lena Christ eine Zeitlang als zweite Köchin arbeitete.

Da kamen Herrschaften in ihren Equipagen, die sich mit Bratbähndln, Eierspeisen, kalten Platten und dergleichen Lecker-

bissen aufwarten ließen, ferner Radfahrer, die in großer Eile ihren Kaffee tranken, und auch an Spaziergängern fehlte es nicht, die da ihren Käs mit Butter, ein Ripperl oder Regensburger verzehrten. Der Kaffee wurde in lauter kleinen Kännchen serviert, und eine alte Spülerin hatte den ganzen Mittag und Nachmittag vollauf zu tun, um all die Geschirrelein zu säubern und auf kleine Nickeltablett zu ordnen. In einem riesigen Waschkorb lagen an die hundert Krapfen, daneben standen Teller und Platten mit feinem Kaffeekuchen, was alles im Haus gebacken wurde. In der Schenke ging es zur Mittagszeit noch ziemlich ruhig her; doch war am Nachmittag auch hier ein großes Hinundher. Da wurde nicht nur Bier ausgeschenkt, sondern auch alle möglichen Limonaden, Sauerbrunnen, Schorlemorle, Radlermaßen und auch gar manche Flasche Wein.

Etwas rustikaler geht es da in den Gassenschänken der Stadt zu:

Da wurden innerhalb einer Stunde über zwei Hektoliter Bier ausgeschenkt, und die Leute standen mit ihren Krügen an, wie zu Ostern in der Kirche beim Beichten. Der Vater schenkte ein und ich kassierte.

Und manchmal kommt es im elterlichen Wirtshaus sogar zu Raufereien:

Der Bräubursch aber hatte den Bäcker mit solcher Macht zurückgeworfen, dass dieser rücklings in einen runden Tisch fiel und alle Krüge und Gläser umwarf. Die Frau des Laternanzünders Tiburtius Kiermeier hatte eben ein Kalbsgulasch vor sich stehen und wollte zu essen beginnen; da kam der Bäcker geflogen, und durch den großen Sturz geriet die Platte mit der Sauce ins Rutschen, und ehe die Frau Laternanzünder sich' versah, hatte sie das Gulasch samt der Brüh und den Kartoffeln im Schoß: »Jess' Maria! Mei guater Tuachrock!« kreischte sie laut auf und stieß gleich darauf ihren Mann heftig in die Seite; denn der hatte so eifrig mit einem am andern Tisch sitzenden Schuhmacher, genannt der Revolutionsschuster, über Anarchismus und Sozialdemokratie debattiert, dass er von dem Streit und auch von dem Unglück seiner Gattin nichts bemerkt hatte.

Nun aber sprang er auf, und als ihm diese kreischend und unter Tränen den Vorfall geschildert hatte, erhob er seinen Stuhl und schrie: »Nieder mit dem schwarzen Bäckerhund! Hauts'n nieder, den Zentrumshund! D' Sozialdemokratie soll lebn!« In diesem Augenblick aber fielen ihm etliche in den Arm, drückten ihn wieder auf seinen Sitz und riefen: »Sei do g'scheit, Tiburtl!« doch der war nun schon in der Hitze und schrie und schimpfte weiter. Die Streitenden aber waren inzwischen abermals aneinander geraten, und bald setzte es da und dort Hiebe ab. Nun sprangen etliche Rauflustige hinzu, und ehe man sich dessen versah, artete der Streit zu einer regelrechten Prügelei aus. [...]

Und als um vier Uhr morgens die letzten Gäste schwankend das Lokal verließen, versicherten sie einmütig mit stillvergnügtem Lächeln: »Schö war's, wunderschö!«

Alles andere als wunderschön ist das Leben der Lena Christ. Noch als 19Jährige wird sie von der Mutter geschlagen, unternimmt in ihrer Verzweiflung sogar einen Suizidversuch. 1901 flieht sie in die Ehe mit dem Buchhalter Anton Leix. Drei Kinder gehen aus der Beziehung hervor. Und doch ist es keine glückliche. Leix säuft, veruntreut Geld, kommt ins Gefängnis. 1909 trennt sich Lena Christ von ihrem Mann, zieht mit den beiden Töchtern in eine Haidhauser Wohnung, die sie »trockenwohnen« soll.

Ich band meine Habe samt den Kindern auf einen Karren und zog dahin. Ein alter, brotloser Mann, dem ich früher Gutes getan hatte, half mir dabei. Das Haus war noch ganz neu, und das Wasser lief an den Wänden herab; wir schliefen auf dem Boden und bedeckten uns mit alten Tüchern und krochen zusammen, damit wir nicht gar zu sehr froren.

STATISTISCHES HANDBUCH DER STADT MÜNCHEN

Gesamteinwohnerzahl:

im Jahr 1895: 407 Tausend

im Jahr 1900: 499 Tausend

im Jahr 1909: 588 Tausend

München wächst im 19. Jahrhundert rasant. 1852 wird die 100.000er Grenze überschritten. 30 Jahre später sind es schon 250.000 Einwoh-

ner. Eine Zahl, die sich innerhalb der nächsten 18 Jahre noch einmal verdoppeln wird. 1901 leben bereits 500.000 Menschen an der Isar! Damit ist München nach Berlin und Hamburg die drittgrößte Stadt im Deutschen Reich. Aber eine geteilte Stadt – denn in der Au, in Giesing und Haidhausen, den ehemaligen Vororten, die erst seit 1854 zu München gehören, entstehen sich richtige Slums. Bereits im *Physikatsbericht* von 1862 heißt es:

»In den genannten 3 Vorstädten, in welchen größtentheils Tagelöhner, überhaupt Arbeiterbevölkerung wohnt, ist das Herbergswesen vorherrschend. [...] In diesen Herbergen ist die Bewohnung dichter, sind die Wohnungen überhaupt schlechter, den hygienischen Anforderungen nicht entsprechend, ja sie sind, [...] sogar im hohen Grade feucht in Folge ihrer tiefen Lage an dem Bergabhang und an den Canälen und dergleichen, sie sind finster, oft dumpf usw.«

Draußen bei der Kirche Maria Hilf in der Au sind die Herbergen vieler alter Bürger unserer Münchnerstadt. Und entlang dem Lilienberg lehnen noch allerhand Hütten und Häuslein, in denen schon die Urväter mancher noblen Palastbesitzer und Wagerlprotzen ihre ärmlichen Hosen zerrissen und die Wände bekratzelt haben. Ein winziger Geißenstall, ein morscher Holzschupfen, ein alter Röhrbrunnen oder eine mürbe Holzaltane und ein wilder Holunderstrauch in dem armseligen Wurzgärtlein weist noch dem Beschauer die Genügsamkeit der Bewohner dieser Herbergen mit ihren zwei, drei Kammern und dem Küchenloch.

So steht es bei Lena Christ im Roman *Die Rumplhanni*. Und der *Jahres-Bericht des Arbeiter-Sekretariats München* für das Geschäftsjahr 1898 ergänzt diese Beschreibung so:

»Der Mangel an kleinen Wohnungen zwingt die Leute in den meisten Fällen, Wohnungen zu nehmen, deren Miethpreis über die finanzielle Leistungsfähigkeit des kleinen Mannes hinausgeht; die Leute sind somit gezwungen, ihre Gelasse wieder abzuvermieten. Da die Münchener Statistik einen Unterschied zwischen Schlafgänger und Zimmermiether nicht macht, so wird uns nur die Gesamtzahl der Aftermieter bekannt: 1890 waren es 27.850 männliche und 10.424 weibliche Personen, welche zusammen 11,8 % der Haushaltsbevölkerung ausmachten. 1890 waren von den Wohnungen mit Schlafstellen 3918 überfüllt, d.h. auf je ein heizbares Zimmer kamen 4 Wohngenossen. Auch auf die Kindersterblichkeit macht sich die Wohnungskalamität

und Wohn-Dichtigkeit der Bevölkerung geltend. Die Altstadt hat eine Kindersterblichkeit von 19,8 und die überfüllte Peripherie eine solche von 39,5 pro Hundert der Lebendgeborenen [...]«

Lena Christs Erfahrungen im eigenen sozialen Abstieg machen ihre literarischen Schilderungen lebendig. Im Roman *Die Rumplhanni* kann die außereheliche Pfannenflickerstochter Hanni ihren Traum von »Haus und Kuah und a Millisupperl in der Fruah« auf dem Land nicht verwirklichen. Sie geht – wie so viele damals – in die Stadt, nach München. Dort lernt sie jedoch erst einmal das Elend der Wohnquartiere in der Münchner Au kennen.

Da liegt auf einem elendigen Lager ein bleicher Mann mit eingefallenen Wangen und fiebernden Augen, der flüstert heiser etwas Unverständliches und winkt mit matter Hand seiner Franzi, wobei ihn ein dürrer Husten peinigt. Neben diesem Siechenbett steht ein alter Waschkorb; und darin kriechts und wurlts, und es winselt ein Häuflein junger Hunde und krabbelt und sucht an der knurrenden Alten herum. Drunten am Fußende der Bettstatt aber ist ein Haufen Laubstreu aufgeschüttet, und darauf liegt, an den Bettfuß gebunden, meckernd eine grobbeinige Geiß, die sogleich aufspringt und nach ihrem Futter schaut.

Im Roman *Die Rumplhanni* wohnt zum Beispiel die Weinzierlfranzi samt Mann und Kind und Kegel in den Elendsquartieren rechts der Isar. Das heißt, wenn sie nicht gerade wieder einmal einsitzen muss, wegen Hausierens. Das passiert freilich fast jeden Winter – die Weinzierlfranzi aus der Au muss dann ihre »sechs, acht Wocha macha. Weil i d' Straf net zahl'n kann. Weil i a arma Teife bin. Und 's Gschäft geht halt amal in dene Straßen am besten, wos Hausieren verboten is.« Mit dem Zugriff der Polizei ist dort jedoch stets zu rechnen.

STADTARCHIV MÜNCHEN

Übersicht über die polizeilichen Razzien im Jahre 1899

2. Januar: von den 62 Vorgeführten waren 46 männlich, 16 weiblich, 11 aus München, 43 aus Bayern, einer aus dem übrigen Deutschland, 7 Ausländer
3. Januar: von den 55 Vorgeführten waren 47 männlich, 8 weiblich, 16 aus München, 30 aus Bayern, 5 aus dem übrigen Deutschland, 4 Ausländer

9. Januar: von den 77 Vorgeführten waren 74 männlich [...] Gesamtzahl der im Jahr 1899 bei Razzien Vorgeführten: 2713.

Besonders schwierig ist die Situation in der Prinzregentenzeit nicht zuletzt für Frauen, denn ihnen bieten sich wenig Gelegenheiten, regulär Geld zu verdienen. Lena Christ hält sich in den Jahren 1909/10 mit »Schreibearbeiten« über Wasser. Und mit Gelegenheitsprostitution. Ihre Polizeiakte enthält Vorstrafen wegen Kuppelei und Gewerbsunzucht. Damals keine Seltenheit. Um 1910 schätzt man die Zahl der heimlichen Prostituierten auf 2000. Offiziell gemeldet sind Ende 1909 eigentlich nur 140. Für die Königliche Polizeidirektion München ein altbekanntes Problem.

In einem Bericht an die Königliche Regierung von Oberbayern heißt es:

»München, den 16ten Februar 1900 [...] Der Stand der polizeilich überwachten Prostituierten ist von 271 im Jahre 1898 auf 233 zurückgegangen. Irgendwelche moralstatistische Bedeutung kommt diesem Umstande nicht zu; die Schwankungen in der Zahl der inskribierten Prostituierten beruhen lediglich auf Zufall und lassen keinen Schluss auf den Umfang der hier betriebenen Gewerbsunzucht zu, solange nicht die zwangsweise Stellung der wegen Gewerbsunzucht abgestraften Weibspersonen – einschließlich der Minderjährigen – eingeführt wird.«

Oft sind es Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen oder Kellnerinnen, die als nicht registrierte Prostituierte ein paar Mark dazu verdienen und dann wegen gewerbsmäßiger Unzucht im Gefängnis landen. Lena Christ beschreibt in der *Rumplhanni*, wie fließend der Übergang von Straßenhandel zur Prostitution mitunter sein kann.

Und gegen Abend, da die Straßen und die Läden, die Gaststätten und die Wohnungen hell erleuchtet werden, da hat sie alle ihre Veilchen und die Schneeglöcklein verkauft, und auch von ihren Nelken und Anemonen sind nur noch Büschel übrig. Da kommt ein alter Herr des Wegs, im Pelzrock und Zylinderhut. Der hat kaum die Hanni erblickt, als er sogleich zu ihr in die Toreinfahrt tritt, auf den Rest in ihrem Korb deutet und fragt: »Was kosten sie?« Und dabei gleitet sein Blick über ihre schwarzen Zöpfe, ihren Körper, und bleibt betrachtend stillstehen in ihrem von der kalten Luft geröteten Gesicht und in den Augen, indes sie leise

sagt: »Drei Mark, Herr.« Er zieht die Börse und fragt, während er darin herum sucht: »Wie heißt du denn? Bist du Münchnerin? Bist du schon Frau?« Die Hanni bindet mit unsicherer Hand den Strauß zusammen. Was der alles wissen möchte! Das wär wieder so einer! Aber ein feiner, ein vornehmer Herr ist er doch! Und sicher reich – sehr reich! Seine Börse ist gefüllt mit Silbergeld und Scheinen, und sein Anzug, sein Benehmen sagt ihr, dass er etwas andres ist als alle, die ihr bisher in die Augen sahen, – so begehrllich ... »I bin koa Münchnerin, naa, Herr. I bin aa net d' Frau selber. I bin bloß d' Hanni.« – »Die Hanni. Hast du zu Haus noch Blumen?« – »Naa, Herr. Aber i kann Eahna leicht morgn no oa bsorgn, so viel S' mögn!« Der Herr besinnt sich ein wenig. Dann reicht er ihr eine Banknote hin. »Hier. Laß nur gut sein. Und bring mir morgn noch so einen Strauß. Wart, hier hast du meine Adresse. Um zwei Uhr bin ich zu Haus.« Er gibt ihr eine feine Visitenkarte in die Hand. »Auf Wiedersehen, Fräulein Hanni!«

KÖNIGLICHE POLIZEIDIREKTION MÜNCHEN
 Statistik des Jahres 1900

wegen Kuppelerei gab es 385 Einschreitungen und 154 Bestrafungen;
 wegen Gewerbsunzucht 706 Einschreitungen und 631 Bestrafungen.

Auch die Rumpelhanni macht Bekanntschaft mit dem Gefängnis; weil sie sich auf der Straße nicht ausweisen kann und renitent wird.

Die Hanni hockt stumpf auf ihrem Bänklein; wie ein harter Traum kommt ihr das Ganze vor. Aber wieder und wieder schreckt sie das Geklirr der Schlüssel, das Schlagen der Riegel und Türen auf; und da plötzlich eine Klappe in ihrer Tür laut schallend geöffnet wird, springt sie mit einem dumpfen Schrei in die Höhe und fährt sich an den Hals. Doch ist's bloß abermals eine Aufseherin und zwei Gefangene, die das Essen verteilen, eine dicke Erbsenbrüh mit einem schwarzen Brotknödel. Die Hanni berührt es kaum. [...] »Aba! Koan Appetit hat s' net! Da kann man abhelfen: heut nachmittag tun S' Böden abreiben, dann wird's Ihnen morgen schon besser schmecken!« Rratsch. Die Klappe ist zu.

Die Prinzregentenzeit ist nicht für alle eine schöne Zeit. Zu viele »Garneamds« (»Garniemands«) sind damals in Bayern unterwegs, kommen als Dienstboten nach München und landen nicht selten bei der Fürsorge. Für die Kostkinder und die Alten auf dem Land wie in der Stadt, für die Armen und Behinderten, die Mägde, Knechte und Hausierer, die Schlafgänger in den Elendsquartieren und die Gelegenheitsprostituierten auf den Straßen der Residenzstadt bleibt der soziale Aufstieg meist nur ein Traum. Der Abstieg hingegen konnte schnell und unverhofft kommen, und traf auch die Menschen aus der Mittelschicht.

Lena Christs Biografie, die einer Achterbahn gleicht, ist ein eindrucksvoller Beleg dafür. Als die Schriftstellerin im Jahr 1920 wieder einmal in finanzielle Not gerät, fälscht sie die Unterschriften von Künstlern, um Gemälde teuer verkaufen zu können. Die *Münchener Neuesten Nachrichten* melden am 24. Juni 1920 unter der Rubrik »Die Roman-schriftstellerin als Bilderfälscherin«:

»Die neue Bilderfälschungsaffäre, über die wir vor einigen Tagen berichtet haben, hebt sich durch den Wert der gefälschten Bilder, durch die Keckheit und durch die Person der Fälscherin aus der ziemlich beträchtlichen Zahl der Münchener Bilderfälschungen heraus. Es ist nicht lange rücksichtsvolles Geheimnis geblieben, wer jene »bekannte, im Norden der Stadt wohnende Schriftstellerin« ist, und die Art, wie Frau Lena Christ (ihren eigentlichen Namen kann man ruhig verschweigen) vorgegangen ist, besonders aber ihr Erpressungsversuch an der Witwe eines unglücklichen Mannes verdient auch keinerlei Rücksichtnahme.«

STAATSARCHIV MÜNCHEN
Selbstmordverzeichnis des Jahres 1920

Insgesamt 161 Einträge, Eintrag Nummer 70:

Jerusalem Magdalena
geboren am 30.10.1881 in Glonn, Landkreis Ebersberg/
Religion katholisch/
Stand: Schriftstellerin/ Sittlicher und religiöser Charakter gut/
Körperlicher Zustand: günstig
Familienverhältnisse verh./ Erwerbs und Vermögensverhältnisse
ungünstig/
Art, Ort und Zeit der Selbstentleibung: 30.6.1920 Waldfriedhof
vergiftet/
Nächste Veranlassung: Furcht vor Strafe

Lena Christ hat sich am 30. Juni 1920, noch vor Beginn des Gerichtsverfahrens, das Leben genommen. Auf dem Münchner Waldfriedhof schluckte sie Zyankali. Besorgt hat es ihr ihr Mann Peter Jerusalem, von dem sie zu jener Zeit getrennt lebte. »Selbstmord durch Einnehmen flüssiger und fester Gifte« – das Statistische Handbuch der Stadt München registriert im Jahr 1920 sechzehn Fälle. Es sind ausschließlich Frauen. Lena Christ »entleibt sich« aus »Furcht vor Strafe«; so heißt es im Selbstmordverzeichnis der Münchner Polizei. Aus dem Testament der Schriftstellerin könnte man freilich auch »Reue und Scham« als Motive heraus lesen.

Ich habe mich entschlossen, den Makel, welchen ich auf meinen guten Künstlernamen gebracht, und das Unglück, welche[s] ich dadurch meiner Familie zugefügt habe, mit dem Opfer meines Lebens freiwillig zu tilgen und gutzumachen.

Der vorliegende Beitrag ist die schriftliche Fassung einer Rundfunksendung, die am 3. und 4. November 2012 in Bayern2 ausgestrahlt wurde.

Die Lena Christ-Zitate (alle kursiv) wurden entnommen den Werken *Erinnerungen einer Überflüssigen*, *Madam Bäuerin*, *Die Rumpfhanni*, *Mathias Bichler*, *Bauern – Bayerische Geschichten* und *Lausdirndlsgeschichten*.

Benutzte Archive:

STAATSARCHIV MÜNCHEN: Polizeidirektion München 7845: *Selbstmordverzeichnis 1920* · Staatsanwaltschaft München I 1816: *Strafsache gegen Jerusalem Christ Magdalena, Schriftstellerin aus Glonn, Wegen Ehrenbeleidigung* · München –1920/1846: *Akten betreffend Nachlass*.

PFARRARCHIV ST. PETER MÜNCHEN: *Münchener Amtsblatt* 1906, Seite 315: *Übersicht über die für die Gemeinden des Amtsbezirks festgesetzten ortsüblichen Tagelöhne* · *Münchener Amtsblatt*, Nr. 38, Sonntag, 17. Mai 1908: *Aufsicht über Kostkinder*.

AMTSGERICHT EBERSBERG: (Vormundschaftsakten) VV 1881/228: *Protokoll*.

STADTARCHIV MÜNCHEN: Polizeidirektion Nr. 181 · *Statistisches Handbuch der Stadt München*. Hg. vom stat. Amt der Stadt München, München 1928 · *Münchener Neueste Nachrichten* vom 17. Juni 1920 · *Münchener Neueste Nachrichten* vom 24. Juni 1920.